

Aus dem Kastenfuss eines alt Lehrers : 2. Folge

Autor(en): **Wey, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **71 (1997)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Kastenfuß eines alt Lehrers

2. Folge

Nach den Aufzeichnungen in den *Aarauer Neujaarsblättern 1995* habe ich versucht, weiterzugrübeln in alten Erinnerungen aus meiner Schulzeit als Lehrer aus den Jahren 1950 bis 1992. Leserinnen und Leser meiner Kurzerzählungen mögen es mir nicht übelnehmen, wenn ich offen bekenne, daß mir vieles in der Entwicklung der heutigen Schulreformen ernsthaft Sorge bereitet, was aber nicht heißen soll: früher war die (Schul-)Welt noch in Ordnung.

Katholisch – reformiert

Es war meine erste Stellvertretung nach dem Abschluß am ehemaligen Lehrerseminar Wettingen. Voller Tatendrang nach dreizehnjähriger eigener Schulzeit stürzte ich mich, eben zwanzigjährig geworden, als «Volksbildhauer» in meine Berufsarbeit, die ich dann über mehr als vierzig Jahre ausüben durfte. Knapp fünfzig Zweit- und Drittkläßler waren mir in einem engen Schulzimmer anvertraut worden.

Welches Schulmädchen, welcher Bub ist nicht mit großem Ernst mit dabei, wenn etwas Neues gelernt wird, etwas «das man noch nicht gehabt hat», wie es damals in der Schülersprache hieß! Ja, dieser Ausdruck «Das hämmer nonig gha» tönte aus dem Kindermund stets wie eine verschlossene Welt, wo es vorerst der Zauberformel aus dem Märchen bedurfte: «Sesam, öffne dich!» Und wie leicht fiel es einem damals,

eine Schülerschar so richtig zu begeistern, daß sie im wahrsten Sinn des Wortes *ergriffen* war. Momente, in welchen mir als Lehrer ein Licht aufging, wenn ich von den strahlenden Kinderaugen ablesen konnte, daß Leib und Seele gepackt waren, gehörten wohl zum Beglückendsten in meiner Tätigkeit.

Selbst beim Einüben der Achterreihe mit den Zweitkläßlern war alles in Bewegung: Kopf, Herz und Hand – ja, sogar die Zunge! Längst waren die Töne von den grauen Schulzimmerwänden durch die offenen Fenster in den sonnigen Frühlingsglanz verfliegen: 8 – 16 – 24 – 32. Und doch waren es bloß Zahlen, die einmal vorwärts, dann wieder rückwärts hergeschnattert wurden; zwischendurch im Zweier-, Dreier- oder Vierertakt, einmal piano, darauf fortissimo. Weit hinunter auf die Rechnungshefte beugten sich jetzt die Kraus- und Wuschelköpfe. Von der Wandtafel wurden die achtbeinigen Kreuzspinnen ins Heft abgemalt. Weit heraus hingen die roten Zünglein als Ausdruck größter Konzentration. Hin und wieder hörte man einen Gummi raschelnd ein paar zu krumm geratene Spinnenbeine ausfegen. Dann wieder kratzten achtundzwanzig Schreibfedern (Marke «Alpha») zu jeder Zeichnung eine Zahl. Ging man den Schreibheften nach, merkte man bald, daß jedes dieser vielen hundert Spinnlein, die da fabriziert wurden, verschiedenartig war – sie wurden trotz aller Moder-



nisierung noch nicht maschinell hergestellt. Währendem die Mädchen und Buben der zweiten Klasse ihrer «Spinnerei» oblagen, konnte ich mich den einundzwanzig Drittkläbberinnen und Drittkläbbern im mündlichen Unterricht zuwenden. Unvermittelt steckten hinten, in der zweitletzten Bank, zwei Knaben ihre Köpfe ganz nahe zusammen. Der eine flüsterte dem andern hinter der hohlen Hand etwas ins Ohr. Aus den Augenwinkeln schielte er nach dem Lehrer, welcher dergleichen tat, als schaue er ganz eifrig ins Heft eines Mädchens in der mittleren Bankreihe. Aber oha, auch in der Schule schien der Spruch zu gelten, der ausgerechnet an diesem Wochentag auf dem Blatt des Schulkalenders stand: «Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.» Schon seit einer Weile hatte Franzli seinen Blick wieder auf das Heft gerichtet und malte mit der unschuldigsten Bubenmiene einem Spinnlein das Kreuz auf den Rücken. Auf leisen Sohlen näherte sich der Schulmeister dem Störenfried. «Was ist

da eben verhandelt worden, Franz?» Dieser schaute mir mit seinem Vollmondgesicht etwas verdattert in die Augen. Zündrot liefen seine Pausbäcklein an. Ja, da gab's kein Ausweichen mehr, das hatte Franzli bald gemerkt. Unbarmherzig schauten ihn die Lehreraugen durch die dicken Brillengläser an. So leerte er denn sein Körblein aus: «Hans hat mich gefragt, was wohl die Reformierten auf den Buckel der Spinnen zeichnen müssen. Und dann habe ich halt gesagt: He, wahrscheinlich Guggeli, weil es doch auf den Kirchtürmen der Reformierten Guggel hat!» Ein befreiendes Lachen erfüllte die düstere Schulstube an jenem heiteren Frühlingmorgen.

Überflüssig

Gritlfrisuren und dichtgeflochtene Zöpfe sind bei den heutigen Mädchen offenbar ganz aus der Mode geraten. Warum bloß? Scheinbar ist man nur noch «in» mit einem

Roßschwanz oder glatt anliegenden Haarsträhnen; es sei denn, daß nach exotischer Art einige schütterere Zöpfchen links und rechts neben den Ohren baumeln. Wenn ich hin und wieder Mädchen antreffe, die sich entgegen allen Modeströmungen nicht scheuen, ihre Haare zu dicken Zöpfen zu flechten, habe ich jedesmal besondere Freude. Stets kommt mir dann auch eine alte liebe Erinnerung in den Sinn, fast gar so, wie wenn man in einer alten Schachtel auf dem Estrich ein Spielzeug findet, das einem in der Kindheit alles bedeutete. Ja, Marianne – viele Jahre sind es seither, als sie in der zweitvordersten Schulbank der Fensterreihe saß. Ein pausbackiges Drittklaßmädchen mit dunklen Kirschenaugen unter der Gritlifrisur. Wie oft schielten diese Lichtein nach dem Pult, fast gar wie ein hungriger Spatz, der von dort die besten Brosamen erwartet!

Ich sehe sie heute noch, die ungelenke Schrift im Aufsatzheft, die Patschhändchen, die einmal den herrlichen Satz zum Thema «Als ich mich einmal fürchtete» hinmalten: «... Ich dachte ich sei eine dumme Kuh ab einem tirchen so fürche zu haben ...» Und dabei handelte es sich tatsächlich nur um ein harmloses Eichhörnchen.

Lange schaute ich jenes Mal am Ende der letzten Schulstunde in der fünften Klasse den Zöpfen nach, als sich Marianne mit Tränen in den Augen von mir verabschiedet hatte: «Ich danke Euch für die Mühe

und Arbeit, die Ihr stets mit mir gehabt habt.» – Die Sie-Form kannte das Kind nicht; es hätte sie wohl auch nicht bei einem Bundesrat angewendet! – Trotz seiner «fürche ab dem tirchen» legte Marianne nachher während drei Jahren tapfer mit dem Fahrrad den Weg zur Sekundarschule in der Nachbargemeinde zurück.

Marianne besaß einen besonderen Wortschatz, beinahe einen, der richtig lebte. Am Ende einer Schulstunde, als alle anderen in die Pause stürmten, stand das Mädchen verlegen am Pult, in der Hand ein leeres Tintenfläschchen, und wartete geduldig, bis der Lehrer den Kopf aus dem Kasten zog, in welchen er eben eine Heftbeige verstaut hatte. «Herr Lehrer, dürfte ich etwas Tinte haben?» bröselte es mit seinem herzigen Stimmchen hervor, daß man unmöglich «nein» sagen konnte. Gespannt schaute Marianne mit ihren Kohlenaugen zu, wie aus der großen Flasche die blaue Brühe ins dargehaltene Gefäß tröpfelte. Als es endlich so weit war, stellte der Lehrer die große Flasche wieder an ihren Platz zurück. Ein Tintenring, über Jahre eingefressen in den tannenen Schulboden, nahm sie wieder in Verwahrung. Offenbar hatte das beste Putzmittel des Schulhausabwärts schon vor meinem Stellenantritt dem «Tintenteufelchen» nicht zu Leibe rücken können.

Sorgfältig wischte Marianne mit dem Tintenläppchen die paar Tintentropfen vom Geschirlein und wollte mit einem leisen



«Danke schön» an den Platz zurückgehen. «Ja, aber jetzt mußt du doch den Deckel aufschrauben», riet ich dem unbeholfenen Geschöpf. «Nein, wisst Ihr, das Deckelchen ist drum überflüssig!» Es dauerte eine Weile, bis ich merkte, daß hier ein kleines Mißverständnis vorlag. «Aber, wenn du doch den Deckel nicht zuschraubst, läuft alles aus, bis du zu Hause bist», versuchte ich nachzudoppeln. Marianne blieb fest mit ihrer Behauptung: «Nein-nein, das Deckelchen ist ohnehin überflüssig!» Allmählich ging mir ein Licht auf, daß wir beide unter dem Begriff «überflüssig» verschiedene Wortauslegungen hatten. Mit aller pädagogischen Kunst versuchte ich dem Kind klarzumachen, daß mit «überflüssig» etwas bezeichnet werde, das man ganz einfach weglassen könne, also *unnötig* sei. – Daß etwas, das *rinnt* – wie eben das offenbar gesprungene Deckelchen –, als «überflüssig» (wohl eher überfließend?)

bezeichnet werden kann, lernte ich an jenem Tage und mußte einsehen, daß auch Schulmeister die Weisheit nicht mit Löffeln gefressen haben, selbst wenn man ihnen nachsagt, sie müßten alles wissen! Als wir noch eine Zeitlang hin- und hergestritten hatten, lachte mich das Jüngferchen an und meinte achselzuckend: «Hm, vielleicht habt Ihr schon recht, Herr Lehrer, aber trotz allem nenne ich das «überflüssig!»»

Dichterling

Gleich zu Beginn der Erzählung möchte ich ein Geständnis ablegen. Als Volksschullehrer ist man bekanntlich «Zehnkämpfer», sollte also demnach in allen Sparten des Fächerkanons im Lehrplan (im alten und im neuen) eine Kapazität sein. Um die Kinder überall und immer moti-

vieren zu können, müßte eigentlich jeder Schulmeister ein Universalgenie sein. Und gerade das war ich nie in den zweiundvierzig Jahren, selbst am Ende jenes ersten Schuljahres in Aarau nicht, als mir zwei Fünftkläßmädchen den Klavierauszug der «Kindersinfonie» nebst Violin- und Cellostimmen aufs Pult legten und ziemlich dezidiert betonten: «Das wette mer i dr Klass mache!» Trotz meiner nur knapp genügenden Patentnote in Musik versuchte ich wenigstens zwei Sätze einigermassen konzertreif mit den Buben und Mädchen einzustudieren; die Finanzierung der obligaten Kinderinstrumente berappte ich aus dem eigenen Sack. – Nun aber zurück zu meinem Geständnis: Das Fach «Schön-schreiben» – oder wie es im damaligen Wetzinger Seminar etwas gehobener klang, die «Kalligrafie» –, habe ich während meiner Schulmeisterlaufbahn nie gern erteilt. Ich habe mich trotzdem stets um eine saubere und sorgfältige Schrift bei meinen Schülerinnen und Schülern bemüht. Eine Zeitlang ließ ich eine vierte Klasse in den Schreibheften Gedichte gestalten. Warum ich damals gerade darauf verfiel, nicht unbedingt tiefsinnige oder «wertvolle» Gedichte schreiben zu lassen, wüßte ich heute nicht mehr. Ich schrieb dann jeweils eine Verszeile an die Wandtafel und machte, bevor die Schüler die Linie in ihr Heft abschrieben, nochmals auf die besonderen Buchstabenformen aufmerksam oder ließ einige Buchstaben mit extrem kalligrafi-

schon Schwierigkeiten vorerst mit Kreide auf Tonpapier malen. Den größten Spaß hatten die Kinder am Weiterspinnen einer nächsten Verszeile. Sie mühten sich ab, eine möglichst sinnreiche oder gar originelle Fortsetzung auf die bereits in «Schönschrift» festgehaltene Schreiblinie zu suchen. Was haben wir doch damals gelacht über die möglichen und unmöglichen Ergüsse von Reimwörtern und ganzen Verszeilen oder Strophen! Die kleinen «Dichterlinge» fanden daran so sehr Freude (den Ausdruck «Plausch» kannte man damals zum Glück noch nicht), daß sie mich mehr und mehr baten, eigene Gedichte schreiben zu dürfen. Auf Seite 16 im heute bereits uralten Viertkläßlesebuch «Traute Heimat» hatte ich das Gedicht «Mein Vaterhaus» von Franz Wiedemann ausgewählt, nach meinem Geschmack ein nicht sehr hochstehendes, in welchem die zweite Strophe lautet:

Da schlagen mir zwei Herzen drin
voll Liebe und voll treuem Sinn;
der Vater und die Mutter mein,
das sind die Herzen fromm und rein.

Die ausschlaggebende Verszeile war «der Vater und die Mutter mein ...» Erst wurde alles zusammengetragen an möglichen Reimen auf *mein*. Die Möglichkeiten sind in diesem Falle unerschöpflich, man denke bloß an die Verkleinerungsform mit -lein. Wir trugen einander vor der weiteren Fortsetzung die Neuschöpfungen vor. Da

nun aber niemand auf das gesuchte Stichwort «rein» gekommen war und ich auch nicht unterlassen hatte, den Eifer und die schöpferischen Kräfte von allen zu loben, bat ich, nochmals über die Notizheftchen zu gehen mit dem Reimwort *rein*. Und nun ging's wieder los: Die einen kauten vorerst eine Weile am Bleistiftende, andere streckten bereits vor lauter Einsatz die Zunge weit heraus, strichen durch, radiereten aus, bis die neue Verszeile nach ihrem Urteil die beste Variante bot.

Andres, der Bub aus dem Arzthause, besonnen und still, starrte lange Zeit vor sich hin, drehte den Bleistift mehrmals zwischen den Fingern, setzte zum Schreiben an, unterbrach abermals, um dann mit einem Seufzer der Erleichterung seine Verszeile zu Papier zu bringen. Nun folgte die Lesung aller Neuschöpfungen, wobei die ersten Originalzeilen miteinbezogen werden mußten. Andres, bevor er ansetzte, räusperte sich nochmals, und dann tönte seine helle und fröhliche Bubenstimme durch die Schulstube:

Da schlagen mir zwei Herzen drin
voll Liebe und voll treuem Sinn;
Der Vater und die Mutter mein,
beide sind sie stubenrein.

Das schallende Gelächter und der Beifall der anderen wollten nicht abbrechen. Zum Schluß ist noch zu erwähnen, daß in besagtem Doktorhaus stets ein Neufundländer gehalten wurde. Beinahe alle Ge-

schwister unseres Dichterlings haben Medizin studiert: Andres hat sich für das Veterinärstudium entschieden und ist seit Jahren ein beliebter Tierarzt in der Region.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah

«Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.» Nicht nur im Menschenleben liegt in diesem Spruch ein tieferer Sinn. Auch im Schulleben hat er seine volle Berechtigung. Weit gefehlt, wenn jemand glaubt, es laufe immer alles am Schnürchen, selbst wenn gewissenhafte Lehrerinnen und Lehrer die Schulstunden bis ins Detail vorbereitet und das eigentliche Unterrichtsziel wohl dosiert in einzelne Teilschritte gegliedert haben. Was dann, wenn möglicherweise alles anders verläuft, wenn Akzente plötzlich verschoben werden? Streng genommen müßte man sich Vorwürfe machen, weil eben die geplante «Ziellinie» nicht erreicht worden ist, die «Goldmedaille» schlicht und einfach im Eimer ist! Oder soll man sich nicht einfach darüber freuen, wenn das Ziel eine andere Richtung nimmt und Kinder, Lehrerinnen oder Lehrer erleben dürfen, daß Gemütsbildung auch in der heutigen schnellebigen Zeit einen besonderen Stellenwert einnimmt, trotz allen modernen Lehrmitteln, die so manches pfeifenfertig

vorzeichnen? Unser einstiger Seminardirektor in Wettingen, Arthur Frey, forderte vor mehr als fünfzig Jahren: «Aus einer verkünstelten, von den großen Zielen abgewichenen, in Methoden und Methodchen erstarrten Schule müssen wir den Weg suchen zurück zu einem großen, einheitlichen, auf die wahre innere und äußere Hebung des Menschen gerichteten Erziehungs- und Bildungsgedanken.»

In der «Länzi», am Gönhardwaldrand auf der Nordseite des Suhrenkopfs, ging es in

einer Heimatkundestunde mit der fünften Klasse darum, sich die Berge des Kettenjuras mit ihren Namen und Formen einzuprägen. Anhand der Schülerkarten merkten sich die Mädchen und Knaben die Reihenfolge und die Namen der Jurahöhen. Im weiteren war geplant, nach dem Lehrausgang im Freien in den Sandkasten im Schulzimmer ein Relief im verkleinerten Maßstab zu bauen. Am Rande sei vermerkt: Auch dieses Ziel erreichten die Kinder in Gruppenarbeit zu meiner



vollen Zufriedenheit. Und dann, auf dem Rückweg zum Gönhardschulhaus, passierte es: Die Mädchen und Buben waren plötzlich gepackt von dem prächtigen Herbsttag. Die Strahlen der Sonne, welche schon weit im Westen, knapp über der Horizontlinie des Solothurner Juras stand, fielen schräg durch die Baumstämme und verwandelten alles in einen milden, goldenen Herbstglanz. Still und andächtig wurde es mit einem Mal in der Schülerschar. Ja, es gehört zu den Höhepunkten im Schulalltag, wenn man als Lehrerin oder Lehrer spüren darf, daß Kinder noch staunen können über die Schönheiten in der Natur, wenn ihre kindlichen fünf Sinne noch aufnehmen, was man mit den modernsten und farbenfrohesten Lehrmitteln nicht erreichen kann!

Im Schulzimmer wäre die praktische Auswertung des heimatkundlichen Lehrausgangs geplant gewesen. Große erstaunte Kinderaugen, als es unvermittelt vom Pult her tönte: «Die Arme verschränken, den Kopf darauflegen und die Augen schließen! Könnt ihr nochmals innerlich erleben, was wir vor einer Viertelstunde verspürt haben? Versucht, eure Gedanken und Gefühle in Versform auszudrücken!» Und dann hörte man nichts mehr als hie und da einen stillen Seufzer oder das ächzende Geräusch eines Bleistiftspitzers. Nach einer guten halben Stunde lasen wir einander unsere Gedanken vor. Aus Platzgründen nur ein paar wenige Beispiele:

Der goldne Herbst

Golden sind die Strahlen.
Golden ist der Herbst.
Golden ist die ganze Welt,
wenn der Herbst zu uns kommt.
Golden ist der Wald,
wenn die Strahlen zwischen Bäumen
glitzern;
wenn die Blätter rot, gelb, grün sind,
dann steht der Herbst vor der Tür.
(R.S.)

Herbstlicht

Wie viele Blätter fallen
und Nebelschwaden wallen.
So schweben Jahreszeiten,
die leis' vorübergleiten.

So still, einsam und leise,
der Wind spielt eine Weise
in den Kronen der Bäume
und in die Waldesräume.

Herbstsonne, sie wartet nicht –
alles in goldenem Licht.
Wie sich die Bäume zuraunen,
über des Windes Launen
und sich Blätter verfärben,
Sträucher für Beeren werben;
Da wissen alle endlich,
daß Wärme nicht unendlich,
daß der helle Sommer nun
wird im Arm des Herbstes ruhn.
(E.Z.)

Ein lauer Wind pfeift in die Ohren.
Hundert schöne bunte Blätter fallen
auf den Boden, grün, rot, gelb,
in allen Farben.
Man muß sich nur bücken,
und man hat ein farbiges Blatt in der Hand.
(S.W.)

Goldener Herbsttag

Ich träume vom goldenen Herbsttag.
Am Morgen steht der Nebel vor der Tür.
Habe ich mich geirrt?
Nun, am Nachmittag
sieht man die goldenen Farben.
Jede Sekunde fällt ein Blatt herunter.
Schade, daß es das ganze Jahr nicht so ist!
(M.B.)

Der Herbst bringt vieles

Der Herbst bringt uns nicht nur Nebel,
Kälte,
sondern auch bunte Wälder und viel gutes
Obst.
Auf den Feldern wird geerntet und ge-
pflügt,
Die Kartoffeln werden eingebracht
und die roten Äpfel im Keller gelagert.
Die Tage werden kurz und kühl,
der Herbst ist gekommen.
(R.P.)

Wir laufen auf dem Blätterboden
und treten auf verwelkte Blätter,
die doch einmal so schön waren. (S.V.)

Grüezi, Herr Inspäkter!

Per Fahrrad hatte ich durch einen heftig
niederprasselnden Aprilregen den Nach-
barort erreicht. Vor meinen Schulbesu-
chen ordnete ich unter dem gedeckten
Veloständer vorerst meine vollständig
durchnäßten Hosenstöße. Bald darauf
stand ich im leeren Schulhausgang vor der
Türe des jungen Lehrers A. M. Eben wa-
ren die letzten Töne des Morgenliedes ver-
klungen, und ich klopfte an. Herr M. öff-
nete zaghaft, streckte mir die Hand
entgegen und begrüßte mich: «Grüezi,
Herr Inspäkter!» Von den Stühlen spritzten
buchstäblich 25 Mädchen und Buben der
4. Klasse in die Höhe und riefen im Chor:
«Grüezi, Herr Inspäkter!» Ich wechselte
nach meiner Begrüßung an die Klasse ei-
nen Blick mit dem Lehrer und erkundigte
mich im Flüsterton, ob die Angelegenheit
in Sachen «Herr Inspektor» mit den
Schülern nichts gefruchtet habe. Den Kin-
dern erklärte ich nun selber, ich sei ein
ganz gewöhnlicher Lehrer einer 4. Klasse
in Aarau, sie möchten mich fortan bei
meinem «normalen Namen» nennen. Herr
M. hatte inzwischen seinen Stuhl am Pult
ergriffen und fragte mich ehrerbietig:
«Wänd Sie vore oder hinde sitze, Herr In-
späkter?» Also auch er hatte noch nicht be-
griffen. Ich wollte eben eine diesbezügliche
Korrektur anbringen, besann mich
dann eines Besseren, obwohl der junge
Mann gleich anordnete: «Hans, stell im

Herr Inspäkter dr Stuehl hindere!» Das wäre nun wiederum nicht nötig gewesen, denn ich hatte mich zuhinterst in der mittleren Reihe an einen leeren Platz neben Markus gesetzt.

Die Lektion nahm ihren Fortgang. An der gut vorbereiteten Unterrichtsstunde gab's wenig auszusetzen, die Schüler waren mit allen Sinnen dabei. Nur Hans, über den Gang zur Kastenreihe von mir getrennt, flüsterte plötzlich: «Sie, Sie!» Ich wandte mich dem Störenfried zu, der leicht errötete und dann nach einem tiefen Atemzug und einem Blick auf meine vom Regenwetter arg mitgenommenen Hosenstöße hervorbrachte: «I möcht mi no villmol entschuldige bi Ihne; Woni Sie hüt am Morge uf dr Bachstroß mit em Velo überholt ha, bini ine Gumpe gfare und denn het's dewäg gsprützt, daß es Sie troffe het, es tuet mir leid!» Und dabei nannte mich Hans mit dem Namen und nicht mit dem eingedrillten «Herr Inspektor». Ich nickte ihm freundlich zu und dankte ihm, ohne daß mir zwar ein Verschulden seinerseits bewußt geworden wäre. – Ja, so nett sind Kinder auch heute noch!

Ich wandte mich wieder dem Unterrichtsgeschehen zu, verspürte aber gleich einen sanften Stoß von links. «Händ Sie au es Loch?» fragte mich mein Banknachbar Markus. Verständnislos blickte ich den Frager an. «He jo, i meine im Zahn!» – Großes Schweigen um ein kleines Mißverständnis. Wie kam der Junge mitten in

der Heimatkundestunde auf diesen Gedanken? Die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten: «I ha Sie doch am letschte Zystig bim Zahnarzt atroffe, und denn hani dänkt, Sie heige au es Loch!» Ich konnte Markus flüsternd beruhigen, daß ich bloß zur Kontrolle aufgebeten gewesen sei. Im stillen freute ich mich über die spontane Anteilnahme. Etwas Derartiges den Inspektor zu fragen, hätten wir uns wahrscheinlich seinerzeit nicht gewagt.

Wie sollte ich nun aber beim Lehrer A. M. die immer noch «hierarchische Leiter» abbauen? Wie Markus faßte auch ich spontan einen Entschluß. Ich wartete ab, bis sich nach dem Pausenzeichen das Schulzimmer bis auf A. M. und mich vollständig geleert hatte. «Eine Musterlektion haben Sie gehalten, da gibt's nichts auszusetzen. Nur noch eines: Ich glaube, du bist der Andreas, mein Vorname ist Felix – nun kannst du fortan den «Herrn Inspektor» ins Kamin schreiben!» Als ich ihm die Hand entgegenstreckte, errötete er heftig und dankte mir für das vertrauliche Du, das ich ihm angeboten hatte. Ich hatte den jungen Kollegen richtig überrumpelt, aber die «Stufenleiter» war von nun an vollständig abgetragen.

Meie-Sie, Herr Lehrer!

Große und kleine Bücherwürmer hat es immer gegeben, nicht nur damals zu Be-

ginn der fünfziger Jahre, als man von Fernsehen und Computerspielen noch nichts wußte. «Polizist Wäckerli» mit Schaggi Streuli oder «Bäckerei Zürrer» mit dem unvergeßlichen Hegi (Emil Hegetschweiler) waren die gern gehörten Radiohörspiele in Folge in im damaligen Radiosender Beromünster. Für die Kinder gab's die beliebten «Kinderstunden» und den «Kindernachrichtendienst» – ebenfalls über Beromünster. Ja, und dann lasen die Schulkinder die damaligen Bestseller: den alten «Robinson Crusoe», Johanna Spyris Heidi-Bücher, Lisa Tetzners «Schwarze Brüder», Elisabeth Müllers «Christeli», «Vreneli» und «Theresli» – die Liste ließe sich beliebig verlängern. Ein richtiger Reißer wurde dann im Jahre 1955 Klaus Schädelins «Mein Name ist Eugen».

Ob es heute noch so ist wie seinerzeit? Kaum hatte die Mutter ihrem Kind den Gute-Nacht-Kuß gegeben und das Licht gelöscht, zog der scheinheilige Bub das Bibliotheksbuch unter der Bettdecke hervor, drückte behutsam auf den Schalter des Nachttischlämpchens und lebte in seinem warmen Nestchen in einer anderen Welt – in der Bücherwelt. Ja, der Donnersbub wußte genau, daß die Mutter immer schimpfte: «Das Lesen im Bett ist ungesund für die Augen, das sagen auch die Ärzte!» Schüleraufsätze waren für mich meistens ein guter Spiegel dafür, zu wissen, wer liest oder eben nicht liest. Freilich, es gab damals schon Genies unter den

Mädchen und Buben, die ihre schöpferischen Kräfte im Innern verbargen und die Gedankengänge zu Papier brachten, ohne daß sie in der Freizeit absonderlich viel lasen. Andere – wohl die meisten – wurden richtig reich beim Lesen, ohne nachher etwas Angelerntes wiederzukäuen. Ein Drittklässler schrieb einmal in einem Aufsatz: «Das Mäuslein winselte mit dem Schwänzchen.» Bei der Besprechung merkte er zwar bald, daß er einen Mißgriff in seine Sprachschatztruhe getan hatte, verteidigte sich aber: «Ich habe dies drum einmal irgendwo gelesen, und es hat mir einfach gefallen!»

Trotz aller Lesefreude mußten wir als Eltern und Lehrpersonen ein wachsames Auge darauf werfen, was der heranwachsenden Generation in die Finger geriet. Viel verschleierter Kitsch war im Umlauf; daneben gab es Heftchen und Illustrierte, die eben nicht in die Hände von Kindern gehörten. Ob es heute besser geworden ist?

Während einer Schulstunde redeten wir über Schundliteratur. Sachen wurden da aufgezählt, von welchen ich zuvor nicht einmal den Namen gehört hatte. Als endlich das gesamte Register heruntergehastelt war, sprach ich mit ernster Miene: «So, nun kennt ihr die Namen von diesem Schund. Wenn ich jemals ein derartiges Heftchen bei euch finden sollte, könnt ihr damit rechnen, daß es unbarmherzig zerrissen den Weg in den Kehrrechteimer fin-

den würde.» Alle nickten mit todernstem Gesicht dazu, die einen sogar mit Fäusten unter der Schulbank – warum nicht? Schließlich ging es um den Kampf gegen die Schundliteratur.

Wochen später fuchtelte einer dieser Kämpfer gegen die Schundliteratur wie wild mit dem Finger durch die Luft und ließ ein deutliches Schnippen von Daumen und Mittelfinger ertönen. Nein, der Junge hatte nicht im Sinn, eine der fetten Stubenfliegen am Lampenschirm zu treffen, vielmehr spritzte es aus Heiri heraus: «Herr Lehrer, Kurtli hat ein Schundheftchen unter der Bank!» Zündrot lief das Gesicht des kleinen Sünders an, auch wenn er strikte abtritt: «Das ist nicht wahr!» Um seine Aussage zu bekräftigen, schlug er mit der Faust auf den Bankdeckel. «Wir sprechen in der Pause darüber, Kurtli», bog ich die kurze Anklage- und Verteidigungsrede ab und fuhr unbehindert im Unterricht weiter. Irgendwie fühlte sich der kleine Kurt doch bedrängt. Bevor alle anderen mit langgestielten Augen aus dem Schulzimmer entschwanden, stand dieser nämlich mit einem Heftchen in der Hand beim Pult, den Blick tief zu Boden gesenkt. «Also doch», sprach ich ruhig, «und du hast doch steif und fest behauptet, du hättest kein Heft!» – «Es gehört auch nicht mir, Köbi in der Oberschule hat es mir zu lesen gegeben.» So ganz selbstzufrieden hatte Kurtli diese Entschuldigung herausgewürgt, daß er darob

beinahe zu atmen vergaß. Ich nahm das Heft in die Hand und blätterte darin. Bilder in den unmöglichsten Ostereierfarben gaben mir in kurzer Zeit zu verstehen, was dem jungen Kerl in die Finger geraten war. Treuherzig musterten mich die blauen Kurtli-Augen und prüften wohl, ob das Heftchen auch dem Lehrer gefalle. Der «verlorene Sohn» erschrak denn auch nicht wenig, als ich ihn scharf anschaute und fragte: «Du weißt doch, was wir vor ein paar Wochen abgemacht haben, daß jedes Schundheftchen unweigerlich den Weg in den Papierkorb macht?» Kurtli gab keine Antwort darauf. Unverwandt starrte er auf das Büchlein, das in den großen Schulmeisterhänden derart gebüschelt wurde, daß es durch eine einzige Bewegung hätte zerrissen werden können. Es mußte dem Buben wohl einen echten Stich gegeben haben, das Heft in den Händen eines Scharfrichters zu wissen. Jedenfalls nahm er jetzt allen Mut zusammen und rief mit bösem Blick: «Herr Lehrer, Sie zerreißen es nicht!» Von so mutiger Seite hatte ich Kurtli bis jetzt nicht gekannt. «Du hast unsere Abmachung gekannt wie alle deine Kameradinnen und Kameraden, selbst wenn dies ein fremdes Heftchen ist. Du kannst dann dem Oberschüler erzählen, daß dein Lehrer kurzen Prozeß damit gemacht hat!» Schon fing sich der Umschlag an zu biegen, fein knitterte es im hauchdünnen Papier mit den farbigen Helgen. – Der kleine Sünder wurde plötzlich feuer-

rot im Gesicht, blau lief die Zornader an. Indem er auf den Boden stampfte, schrie er mich an: «Und Sie zerreißen es nicht, Herr Lehrer, meie-Sie, wenn Sie es zerreißen, werden Sie etwas von meinem Vater erleben!» Wenn die Wut heraus will, dann muß Dampf abgelassen werden. Das merkte ich in jenem Augenblick auch, doch ich wußte, daß Kurtli nur auf diese seltsame und grausame Art zu heilen war. Ratsch-plumps: Die beiden Heftteile fielen zu tintenbeklecksten Löschblättern in den Papierkorb. Das alles nahm Kurtli nur durch einen Tränenschleier wahr – es waren nicht Tränen wegen des zerrissenen Heftchens, sondern echte Zornestränen. In seiner grenzenlosen Wut stampfte er abermals mit seinen genagelten Bergschuhen auf den tannenen Schulzimmerboden und posaunte mit einer Stimme, die aus einer anderen Welt zu kommen schien, in die Schulstube hinaus: «Jetzt haben Sie es doch zerrissen, Herr Wey, aber jetzt werden Sie etwas erleben!» Schon suchte ich im Zimmer nach einem günstigen Ringplatz, wenn es etwa zu einem «Hombergschwinget» kommen sollte zwischen uns beiden. Scheinbar vergebliche Mühe! «Herr Lehrer, hauet Sie mir eis a Grind!» Einen derartigen Wunsch hatte ich vorher und auch späterhin nie mehr zu hören bekommen. Ich wartete ab. Kurtli trat näher und wiederholte unter dem größten Tränenausbruch: «Hauet Sie mir eis a Grind!» Die Sache war ernster, und ich hatte die

größte Mühe, eine Miene zu machen wie ein Logenbesucher im Theater nach dem 5. Akt von Goethes «Tasso». «Ich glaube, auch du, Kurtli, hast einen Kopf und keinen Grind wie alle anderen auch, selbst wenn er vielleicht etwas härter ist.» «Aber ich habe doch etwas so Wüstes zu Euch gesagt!» – «Nein, Kurt, das wäre der billigste Weg, sich mit einem Abzeichen an der Wange aus der Affäre zu ziehen. Dort hinten in der letzten Bank schreibst du jetzt eine Entschuldigung an den Lehrer!» Eine Stunde dauerte es, bis sich Kurtli vor dem Stehpult mühsam auf die Schuhspitzen stellte und sein Papier hinlegte: «Entschuldigung an den Lerrer. Ich bite euch um ferzeigung, das ich so vrech wahr. Und wegen dem heftli binn ich nicht draurig, ich lesse ni mehr settigs Zeugs.» – Muß ich noch sagen, daß mich vorher und auch später keine Entschuldigung (auch von Eltern) derart gefreut hat wie jene des kleinen Kurt?

Bühne frei . . . !

Zu den Höhepunkten eines Schuljahres gehörten neben Schulreise und Heimattag, dem Maienzug und dem Bachfischet auch Aufführungen von Theatern. Es dauerte zwar lange Zeit, bis ich mich dazu aufraffen konnte, etwas in Richtung «darstellendes Spiel» zu unternehmen. Es lag nicht an meiner Bequemlichkeit, vielmehr

waren es die großen Umtriebe, welche ich scheute, und die Suche nach geeignetem Theaterstoff. Selber etwas zu schreiben, was «Hände und Füße» hatte, dazu fühlte ich mich überfordert. Krippenspiele zur Weihnachtszeit kamen mir größtenteils fragwürdig vor. Viele Jahre, nach einem ersten Versuch mit einem allzu süßlichen Weihnachtsspiel, ließ ich es in Deutschstunden einfach beim spontanen Dramatisieren von Lesestücken bewenden, ohne große Verkleidungskünste und ohne Auf-führung vor einer Zuschauerkulisse. Natürlich waren Buben und Mädchen für derartige Rollenspiele stets zu begeistern, vor allem dann, wenn sie ihrem Spieltrieb freien Lauf lassen durften. Was lachten wir in diesen Stunden doch oft miteinander! Und noch etwas, was besonders wertvoll war: Manches Kind lernte man dabei von einer ganz neuen und bisher unbekanntem Seite kennen. Bei vielen introvertierten Mädchen und Knaben verschwanden die Hemmungen, und neue Talente wurden entdeckt. Einer meiner einstigen Schüler schlug später die Laufbahn eines Filmemachers ein und hatte mit seinem ersten Krimi großen Erfolg. In einem Zeitungsinterview sagte jener Regisseur, der Weg zu seiner Laufbahn sei ihm eigentlich geöffnet worden, als er eine der Hauptrollen in «Eisenbart und Eulenspiegel» im Singsaal des Gönhardtschulhauses habe spielen dürfen. Ich hatte damals eine besonders unternehmungslustige Schulklasse, als wir

uns jene Gaunerkomödie von Helmut Gebhardt, frei nach einer Gotthelf-Erzählung, vornahmen. Mit ungeheurer Begeisterung malten die Mädchen und Knaben die Kulissen mit Neocolorkreiden auf Packpapier, welches dann auf einen alten mit Schilfrohr bestückten Paravent geheftet wurde. Im Keller des Schulhauses fanden wir sechs Bauelemente aus Holz, welche aneinandergereiht eine richtige Bühne ergaben. Die Mädchen entwickelten ein echtes «Schminktalent», und die Verkleidungswut mit den tollen Hüten aus der Zeit um die Jahrhundertwende, Requisiten aus Großmutterns Kastenfuß, kannte keine Grenzen. Meine Aufgabe als Theaterregisseur wurde durch immer neue Einfälle der Kinder ganz wesentlich erleichtert. Der Erfolg der beiden Hauptaufführungen vor den Eltern als Publikum und schon vorher bei der Hauptprobe vor anderen Schulklassen blieb nicht aus. Damals war auch bei mir das Eis gebrochen, und ich ließ mich vom Theaterfieber der Kinder anstecken. Mit jeder Klasse bastelte ich fortan einmal während den drei Jahren Mittelstufenzeit eine Maske nach einem besonderen Rezept aus der «Neuen Schulpraxis» (Jahrgang 1951). Alle durften mit «Papiermaché» das eigen gewählte Gesichtssujet modellieren. In einem ersten Durchgang stellten wir uns einander gegenseitig in einer Pantomime vor; dann folgte die schwierigere Aufgabe, sich in Gruppen zusammenzufinden und ein



«Spiel ohne Worte» einzustudieren. – Mit selbst hergestellten Kasperlfiguren, Köpfe und Hände wieder mit «Papiermaché» und «Schubiteig» geformt und unter Anleitung der Nähschullehrerin eingekleidet, führten wir Kasperltheaterstücke auf, die in Deutschstunden von den Kindern ausstudiert und niedergeschrieben worden waren. Auf fünf Kasperlibühnen, aus Bananenschachteln zusammengeschnitten, führten Buben und Mädchen gruppenweise ihre Szenen den Unterstufenkindern in deren Klassenzimmern vor.

Zum Schluß noch etwas von einem Weihnachtsspiel «Äifach es Chind» von Fritz Senft. Die Handlung spielt in einem einfachen Wartsaal eines ländlichen Bahnhofs. Das kleine, aber eindruckliche Spiel, in welchem ein Kind mit einer Kerze, einem Tannenzweig und einer Blockflöte eine feierliche Stimmung in den tristen Zweitklass-Wartsaal bringt, führten wir im Foyer des Gönhardschulhauses beim «Güggelbrunnen» auf. Ein einziges großes Problem

gab es allerdings: Ein Bahnarbeiter, der mehrmals das Wartzimmer betrat und dabei stets die Türe offen stehen ließ, so daß die eiskalte Winterluft hereinblies, sollte immer wieder neu auf der Bildfläche erscheinen. Unsere Bühne hatten wir wieder mit dem Paravent vor der Türe des Apparateriums installiert. Diesmal prangten von den überklebten Schilfrohrwänden zwei Originalfahrpläne der SBB, ein gelber mit den Abfahrts-, ein weißer mit den Ankunftszeiten. Die Türe des Apparateriums eignete sich vorzüglich als Eingang zum Stationsbüro. Aber eben, der Bahnwärter sollte jedesmal die Türe offen lassen und dann von woanders her wieder in den Wartsaal treten! Dani Blattner, welcher von der Klasse für die Rolle des Bahnarbeiters gewählt worden war, löste mit einer gloriosen Idee das «Türenproblem»: «Man könnte doch im Maschinenraum das Fenster einen Spalt weit offen lassen. Ich krieche durchs offene Fenster und komme durch den Haupteingang des Schulhauses

hinter dem Rücken des Publikums wieder auf die Bühne zurück.» Und das schlug ein! Auch die Signalglocke und das Geräusch eines vorbeifahrenden Schnellzugs, alles schön zusammengeschnitten auf einem Tonband hinter dem Vorhang, wirkten wie echt. Dani kam und ging! Nur die Leute, vor allem die Kinder im Publikum, schüttelten während der Vorstellung die Köpfe und fragten sich, wie der kleine Bahnwärter jedesmal – wie aus dem Boden gestampft – wieder auf der Bildfläche erschien. – So vieles wurde mit einfachen Mitteln, nur mit der Phantasie der Kinder, gelöst. Eine schöne Zeit, wenn es hieß: «Bühne frei ...», selbst wenn es manchmal kleine Pannen gab!

Der kleine Newton

Ich wehrte mich immer dagegen, in der Schule mit wissenschaftlichen Erkenntnissen vorzuprellen, und brachte deshalb in der Heimatkunde nur Dinge zur Sprache, die sich mit unseren menschlichen Sinnen erklären und erfassen ließen. So wurde denn auch höchst selten im Naturkundeunterricht eine Lupe eingesetzt, geschweige denn ein Mikroskop. Ich lebte einem Grundsatz unseres Methodiklehrers Otto Müller im ehemaligen Lehrerseminar Wettingen nach, der vor «verdünnter Wissenschaft» warnte, welche Kinder auf der Unter- und Mittelstufe leicht zur Blasiert-

heit erziehen könnte. Am Beispiel der Astronomie machte uns Otto Müller klar, daß die Menschheit über Tausende von Jahren die Sonnenauf- und -untergänge bewundert hätte, bevor sie hinter die Geheimnisse dieses Naturereignisses gekommen wäre. Ich möchte nicht darüber nachgrübeln, wie weit jener pädagogische Grundsatz heute noch Gültigkeit hat, da der kleinste Knirps mit einem Computerspiel aufwächst und darob das Staunen und die Ehrfurcht vor so manch Schönerem in der Natur verlernt.

Es soll nicht die Rede sein vom englischen Physiker Isaac Newton, der im 17. und 18. Jahrhundert gelebt hat. Bei Godi Käser schien es mir manchmal, er hätte etwas von der Entdeckerfreude jenes Wissenschaftlers in sich. Mit einer «Hypothek» belastet kam er aus der Unterstufe zu mir. Die Lehrerin wollte vor dem Übertritt in die Mittelstufe abklären lassen, ob ihm nicht besser geholfen wäre mit dem Wechsel in die Kleinklasse, weil er doch in der Normalklasse die größte Mühe hatte. Die Kollegin war auch der Meinung, daß Godis gesamtes Verhalten darauf hindeutete, daß der Bub noch vollständig verspielt wäre und den Unterricht häufig störte. Ich nahm Godi Käser trotz einem mehrseitigen Bericht, der den Personalakten beilag, in den neuen Klassenverband auf. Ungelesen versorgte ich die Akte in der Pultschublade. Nur wer Heinrich Federers Erzählung «Vater und Sohn im Examen»

kennt, kann sich eine Vorstellung von Godi machen, der seinem Wesen nach ohne weiteres ein Zwillingsbruder jenes Wenzel hätte sein können, welcher nach der Geschichte jeden Buchstaben mit einem Tier auf dem benachbarten Bauernhof in Verbindung brachte: ...«Die 't' und 'd' waren natürlich die Ziegen mit ihren spitzen Hörnern. Aber die sanft gewölbten 'n' und 'm' stellten die Schafe mit ihrem wolligen Rücken vor ...» («Meistererzählungen» von Heinrich Federer, Arche Verlag). Ich könnte nicht sagen, wie manches Spielzeugauto ich dem Buben in den Rechenstunden aus den Händen nehmen mußte, wie viele Löschblattkügelchen, die er im Munde mit Speichel befeuchtete, bevor er sie mit der Meßlatte an die Zimmerdecke schleudern wollte, in den Papierkorb werfen ließ. Ernsthaft bei der Sache war Godi nur dann, wenn ihn etwas besonders brennend interessierte. «Wenn wir in der Heimatkunde einmal über das Wetter reden, dann weiß ich etwas», meinte er einmal nach Schluß. Godi zuliebe kam dieses Thema aufs Tapet. Und da merkte ich tatsächlich, daß in dem Bürschchen mehr steckte, als man vermutete.

Zweimal strapazierte Godi Käser meine Geduld auf besonders drastische Art; das eine Mal im Rangierbahnhof Limmattal von Spreitenbach. Der Heimattag wurde mit einer Exkursion dieses modernen Güterbahnhofs, der damals kurz vor dem

Endausbau stand, verbunden. In einem Sonderwagen wurden wir auf dem Schienenweg an die interessantesten Stellen geführt. Im Stellwerk mit dem Überblick auf die Gesamtanlage machte einer der Bahnangestellten meine Schüler vor seinen Erklärungen auf den Schalterknopf der Alarmanlage aufmerksam; eine Warnung, daß niemand aus Versehen darauf drücke, sonst gäbe es ein wahres Chaos im gesamten Rangierbahnhof. Ich doppelte mit einem ernsten Wort nach. Wir verfolgten durch die Fenster der hohen Warte des Stellwerks den Ablauf und staunten, wie die Güterwagen einzeln oder in Kombinationen den Weg beim «Hübeln» (ein Fachausdruck für die Traversierung der kleinen Steigung) aufs richtige Geleise fanden. Ob aller dieser modernen Technik verlor ich Godi aus den Augen, als sich dieser unbemerkt an den verbotenen Schalterknopf heranmachte. – Jedenfalls urplötzlich eine Aufregung im Rangier- und Verschiebebahnhof von Spreitenbach! Der Bahnbeamte, der uns führte, merkte zum Glück sofort, daß der Alarm ausgelöst worden war, und konnte innert kürzester Zeit den Fehlalarm rückgängig machen. Ja, damals rutschte mir die Hand aus, und ich verpaßte Godi eine Ohrfeige. Und was hatte dieser für eine Ausrede? «Es nahm mich einfach wunder, wie lange es dauert, bis die dort unten merken, daß Alarm ist!» – Eine Antwort, die eigentlich eine zweite Ohrfeige wert gewesen wäre! Godis Vater

aber meinte später, als ich ihm den Vorfall erzählte: «Sehen Sie, das ist doch ein Zeichen von Intelligenz. Wer weiß, auch ein Newton hätte das ausprobiert nach seiner Formel $\langle \text{Kraft} = \text{Masse} \text{ mal Beschleunigung} \rangle$, oder gilt wohl eher $\langle \text{Leistung} = \text{Arbeit durch Zeit} \rangle$; wenn man's nach der Zeit auflöst $\langle \text{Zeit} = \text{Arbeit durch Leistung} \rangle$!» Während meiner Lehrerjahre verschlug es mir hin und wieder bei Elterngesprächen die Stimme – damals erst recht.

Ein paar Monate später zum zweiten Mal, als mein Geduldsfaden zerriß: Es war im Bergschullager in Ftan auf einer Wanderung über Alp Laret hinunter ins Tasnatal. Beim ersten großen Rasthalt bei den Alphütten auf Laret löschten ein paar Mädchen und Buben ihren Durst an der Röhre des großen Alpbrunnens und klaubten aus dem Rucksack die Zwischenschenverpflegung. Der Zufall wollte es, daß einer der Sennen unter der Stalltüre stand und mich bat, die Kinder anzuhalten, den Brunnen nicht zu verunreinigen; Wasser dürften sie wohl in die Feldflaschen abfüllen. Der Hirt ging auf meinen Vorschlag ein, uns etwas über den Alpbetrieb zu erzählen und uns auch die Einrichtungen im Innern des Stalles zu zeigen. Niemand merkte, daß Godi schon seit längerer Zeit fehlte und erst wieder sichtbar wurde, als wir aus dem dunkeln Stall in die Helle des Frühsommertages traten. Dort stand er traumverloren vor dem Alpbrunnen und schaute auf seine Armbanduhr.

Der Stöpsel am unteren Ende des Troges war ausgezogen, der letzte Rest des Wassers gluckste durch das Ablaufloch. Ob dieser Frechheit rutschte mir die Hand wieder aus wie damals in Spreitenbach. Die naive Bemerkung «Es nahm mich wunder, wie lange es dauert, bis der Brunnen leer ist» gab den Ausschlag zu einer weiteren Ohrfeige. Prompt kam später Godis Vater auf die frühere Behauptung zurück, das sei doch ein weiterer Beweis dafür, daß Godi nicht dumm sei. «Das habe ich auch gar nie gesagt, aber frech ist er, und das hat nun wirklich nichts zu tun mit Newton und dessen Lehrsätzen», gab ich kurz zur Antwort.

Nach dem Wunsch der Eltern wurde der Knabe kurz vor dem Übertritt in die höhere Schulstufe durch den Schulpsychiatrischen Dienst abgeklärt, mit dem Resultat: Einweisung in die Kleinklasse (zu jener Zeit noch unter dem Namen «Hilfsklasse»). Ich wehrte mich wie der Käfer im Dreck, und mein Machtwort hatte sogar vor der Schulpflege seine Wirkung: Godi kam in die Realschule, nachdem er, wie erwartet, nach dem Willen der Eltern vorerst die Prüfung für die Bezirksschule «probieren» mußte. Aus einem Institut aus der Innerschweiz, das er anstelle der Realschule besuchen mußte, um eventuell doch noch mit einer Matura seinen Bildungsweg abzuschließen, schrieb er mir oft. Ein köstlicher Briefwechsel mit dem anhänglichen Buben! So war da einmal zu

lesen: «Die Orfeiggen, wo Sie mir gegäben haben, wähen nicht zu zellen.» Das mußte ich aber doch richtigstellen, es seien nur deren drei gewesen, und dazu erst noch verdiente! Gleichzeitig sandte ich ihm die Lösungen zu den Gleichungen mit drei

Unbekannten, welche er mir jedesmal als Hausaufgabe beilegte. Godi vermochte das Institut nicht bis zum Schluß zu absolvieren, machte seinen Weg aber im Gastgewerbe, und das freute mich für den «kleinen Newton».

Der Autor Felix Wey ist pensionierter Lehrer, wohnt in Aarau und kramt bereits zum zweiten Mal in den Erinnerungen an seine «Schulmeisterzeit in Aarau» in den Jahren 1956 bis 1992.